

# Babys: ultravulnerabel und hyperbedürftig?

## Erziehungswissenschaftliche Erkundungen zu einem vergessenen Gegenstand

---

*Kaja Kesselhut*

Szene I: Die vier Wochen alte Felia Müller<sup>1</sup> liegt auf dem Sofa und wird von ihrer Mutter Enna Förster mit der Milchflasche gefüttert. Plötzlich reißt sie Felia hoch und schreit panisch: »Spuck aus, spuck aus!«.

Szene II: Marie Hauck hatte vergessen, das Babyfon anzuschalten. Ihr sechs Monate alter Sohn Levi Hauck weinte deshalb einige Minuten ungehört im Schlafzimmer. »Ich habe Rotz und Wasser geheult«, erzählt sie mir später. »Du?«, frage ich irritiert zurück. »Ja, wegen der Bindungstheorie ..., weil ich Angst hatte, dass ich etwas kaputt gemacht habe«.

Szene III: Enna ist in der engen Küche ihrer staatlich geförderten Wohnung gegen ihre Tasse mit heißem Kaffee gestoßen. Die inzwischen acht Monate alte Felia hat sich dabei leichte Verbrennungen an der Kopfhaut zugezogen und trägt jetzt einen Kopfverband. »Ich war schuld«, bekennt Enna sofort und – als gelte es einen Vorwurf auszuräumen – schiebt sie direkt hinterher: »Natürlich aus Versehen«. Ich muss an ihre Worte von vor ein paar Wochen denken: »Dir dürfte das [ein Sturz o.ä. des Kindes] passieren ... ist halt ein Unfall ... bei mir ist es Vernachlässigung der Aufsichtspflicht«.

Die drei Szenen entstammen Feldprotokollen aus einem ethnografischen Forschungsprojekt zum ersten Lebensjahr des Kindes in der Familie. Sie verweisen auf gleich drei ausgewählte Dimensionen kindlicher Vulnerabilität: In der ersten Szene steht für einen Moment die konkrete Gefahr des Erstickens des Säuglings im Raum, die Mutter reagiert alarmiert und kann durch ihr promptes Eingreifen Schlimmeres verhindern. Die Szene zeigt die spezifische Leiblichkeit des Säuglings und die damit assoziierte fundamentale Angewiesenheit auf Schutz und Fürsorge. Dass diese Verletzbarkeit nicht allein auf einem »pseudo-anthropologischen Unterschied« (Honig 1999: 181) beruht, wurde in kind-

---

1 Die Namen aller im folgenden genannten Personen sind durch Pseudonyme anonymisiert. Zusätzlich wurden zum Schutz der Familien einzelne personenbezogene Merkmale, die Hinweise auf ihre Identität geben könnten, bewusst vage formuliert oder verfremdet.

heitsforscherischen Debatten zuletzt (auch in Reaktion auf eine Überbetonung des Akteursstatus) immer wieder scharf gestellt (vgl. Andresen/Koch/König 2015: 9). Die zweite Szene beleuchtet den Prozess der kulturellen Konstitution von Vulnerabilität (vgl. Christensen 2003) und Sorgebedürftigkeit (vgl. Baader/Eßler/Schröer 2014): Der Säugling wird von der Mutter auf Grundlage der Bindungstheorie als spezifisch schadensanfällig und in Bezug auf die ausbleibende ›Mutternähe‹ nachhaltig verwundbar naturalisiert; gleichzeitig setzt sie sich aktiv als jene Person in Verantwortung, der das Mandat obliegt, psychische Schadensrisiken zu verhüten (vgl. hierzu auch Seehaus 2016). In der letzten Szene wird nochmals die spezifische Körperlichkeit aufgerufen, die den Säugling real anfällig macht: Das Baby, das sich nur bedingt autonom fortbewegen kann, ist auf dem Küchenfußboden konkreten Gefahren (wie in diesem Fall der herabstürzenden Kaffeetasse) ausgesetzt, infolge dessen es zu erkennbaren Verletzungen kommt. Darüber hinaus steht diese Szene vor allem für die ungleiche Verteilung von Verletzbarkeit (vgl. Janssen 2021: 65). Die wohnräumliche Enge der von staatlichen Sozialleistungen finanzierten Wohnung erhöht hier die Bedingung der Möglichkeit, Opfer von häuslichen Unfällen zu werden. Zudem geht es um die Erfahrungen einer Frau, die indirekt zur Sprache bringt, dass ihr das gesellschaftliche Stigma der Risikomutter anhaftet und sie ihre Elternschaft daher einem besonderen Kontrollregime unterworfen sieht.

Im folgenden Beitrag werden die hier knapp skizzierten Dimensionen von Verletzbarkeit im Kontext der frühesten Kindheit in der Familie anhand zweier Fallbeispiele vertiefend diskutiert. Das Augenmerk liegt auf folgenden Fragen: Wie wird mit der faktischen Angewiesenheit auf nicht-reziproke Sorgebeziehungen am Lebensbeginn binnenfamilial umgegangen? Wie mobilisieren die Eltern die Figur des vulnerablen Kindes? Wie positionieren sie sich kritisch-reflexiv im Verhältnis zu dominanten Diskursen, die das sehr junge Kind als spezifisch verletzlich ausweisen?

Für die folgenden Auseinandersetzungen lautet die grundlegende These des Beitrages – und das ist zugleich die Kritik an/in der Frühpädagogik – dass die früheste Kindheit bislang weitestgehend einseitig durch die Theorien und Paradigmen der empirisch-experimentellen Säuglingsforschung aus dem Feld der Pädiatrie, Psychologie und den Neurowissenschaften bestimmt ist (vgl. Dornes 1994; Kenny 2013; Leuzinger-Bohleber 2014; Pauen 2007).

Etwa seit Mitte der 2000er-Jahre lassen sich in der internationalen Forschungslandschaft auch stärker sozialwissenschaftlich ausgerichtete Forschungsarbeiten finden. Diese beleuchten den Lebensanfang von seiner gesellschaftlichen Situiertheit her. Unter den Gesichtspunkten von ›race, class, gender‹ formulieren sie z.B. verstärkt Diskurskritik an den einseitigen Inbesitznahmen durch die entwicklungspsychologische Bindungstheorie. In der deutschsprachigen erziehungswissenschaftlichen Frühpädagogik stellt das erste Jahr des Kindes in der Familie dagegen bislang weitestgehend ein Desiderat dar. Welche Effekte von dem Entwurf des Säuglings als einerseits verletzlich und andererseits kompetent sowie kognitiv und emotional anspruchsvoll auf die Praxis von Familien ausgehen, ist wenig bekannt. An diese Forschungslücke knüpft der vorliegende Beitrag an.

Dazu werden in einem ersten Schritt schlaglichtartig zentrale Diskursverschiebungen im Blick auf die früheste Kindheit herausgearbeitet (Kap. 1). Anschließend wird das Forschungsprojekt, aus dem die ethnografischen Daten stammen, kurz vorgestellt (Kap.

2). Dann rücken Levi und Felia mit ihren Familien wieder in den Mittelpunkt; die Falldiskussionen schließen mit einem fallvergleichenden Zwischenfazit (Kap. 3 und 4). Abschließend wird ausgehend von den empirischen (Zwischen-)Befunden die Frage aufgegriffen, was zentrale Problemstellungen einer (kritischen) Frühpädagogik in Bezug auf den Lebensbeginn sind (Kap. 5).

## 1. Vom ›Dümmling‹ zum hochkompetenten Bedürfniswesen

Erziehungshistorisch betrachtet sind Kinder als mal »mehr« mal »weniger vulnerabel« (Baader 2015: 79) konzeptualisiert worden. Die westliche Vorstellung, dass sich die Phase der Kindheit durch eine spezifische Verletzlichkeit auszeichnet und Kinder daher eines besonderen Schutzes bedürfen, ist eng mit der Etablierung des Musters der bürgerlichen Familienkindheit im 19./20. Jahrhundert verknüpft (vgl. ebd.). In diesem Licht können auch die Anfänge der Säuglingsforschung in Nordamerika und Westeuropa betrachtet werden. Als sogenannte Väterstubenforschung (vgl. Schmid 2001) nahmen diese ihren Ausgangspunkt darin, dem bis dato verbreiteten Bild vom Säugling als ›dumm, blind, taub‹ (Sigismund 1897) – und damit gleichfalls nahezu un(de)formierbaren Subjekt – ein komplexeres Kindheitsbild entgegenzusetzen zu wollen. Im 20. Jahrhundert kommt es – auch angestoßen durch technische Innovationen im Bereich der Methoden der Säuglingsbeobachtung<sup>2</sup> – zu einem »Boom« an empirischer Säuglingsforschung (Leuzinger-Bohleber 2014: 141). Als ein Schlüsselwerk sei an dieser Stelle »The Competent Infant« (Stone/Smith/Murphy 1974) herausgegriffen.<sup>3</sup> Das umfassende Kompendium trägt in weit über einhundert internationalen Einzelbeiträgen zentrale Ergebnisse zur frühkindlichen Entwicklung – vorrangig aus dem Feld der empirisch-experimentellen Psychologie – zusammen. Die Herausgeber:innen markieren in ihrem Vorwort eine Zäsur im Blick auf den Säugling, den sie als ein »active, perceiving, learning and information organizing individual« (ebd.: 4) definieren. Diese radikale Neukonzeptualisierung der frühesten Kindheit, in der eine Abkehr vom primitiven Naturwesen vollzogen wird, bleibt gewissermaßen nicht folgenlos. Im fast warnenden Duktus verweisen die Entwicklungspsycholog:innen zugleich auf die Kehrseite des enormen Veränderungs- und Entwicklungspotenzials des Säuglings, die sie in dessen konstitutiver Verletzbarkeit sehen. Diese Feststellung verbinden sie mit einem moralisierenden Appell an Eltern und Politik:

»We may discover in infancy some of the sources of vulnerability that make for later emotional disturbance or destructive defenses, we may be approaching the identification of specific events and experiences and relationships that make for later competence, confidence, and generosity. Without becoming [...] manipulators, we may

2 Hierzu zählt konkret die Verbreitung der Kinematographie in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Mit der Filmaufzeichnung wurde eine extensive Analyse z.B. von Mikro-Interaktionen des Säuglings mit Gegenständen möglich (vgl. Curtis 2011).

3 Weitere Popularität erlangt das Bild vom »kompetenten Säugling« mit seiner Übertragung auf die deutschsprachige psychoanalytische Säuglingsforschung (siehe Dornes 1994).

yet provide powerful information to guide wise parental choices and social decisions« (ebd.: 10).

Ohne das an dieser Stelle historisch bzw. kindheitstheoretisch systematisch ausführen zu können,<sup>4</sup> sei festgehalten, dass sich im Verlauf des 20. Jahrhunderts ein ›ver(-natur)wissenschaftliches‹ Bild vom Kind (Eßer 2014: 126) entfaltet, das in Bezug auf die früheste Kindheit vor allem entwicklungspsychologisch formatiert ist. Neben den Stufentheorien der Entwicklung (z.B. Freud, Piaget) nimmt die psychoanalytische Bindungstheorie (Bowlby, Ainsworth) eine zentrale Position in der Ausdeutung des Kindes ein. Das »psychoanalytic infant« (Kenny 2013) ist durch (Bindungs-)Erfahrungen am Lebensbeginn im positiven wie im negativen Sinne bestimmt. Die britische Soziologin Jan Macvarish (2014) verzeichnet seit den späten 1990er Jahren in den USA, Kanada, Australien, Neuseeland und Großbritannien unter dem Einfluss der Neurowissenschaften eine Verschärfung der Figur des vulnerablen Kindes. Dieser Forschungszugang postuliert eine erhöhte Plastizität der frühkindlichen Hirnentwicklung. Die auf dieser Grundlage veranschlagten (Erziehungs-)Empfehlungen, so Macvarish, changierten daher stets zwischen »optimizing and warning« (ebd.: 166).

Für den deutschsprachigen Raum liegen bislang keine ähnlich gelagerten Untersuchungen vor, die sich explizit mit der Rezeption des neurowissenschaftlichen Diskurses im Kontext der Pädagogik der frühe(sten) Kindheit (insbes. in den Frühen Hilfen oder der Familienbildung) befassen.<sup>5</sup> Gleichwohl lässt sich kursorisch nachzeichnen, dass dieser ab den 2000er-Jahren offenkundig auch in der deutschsprachigen Erziehungswissenschaft Widerhall erfährt: Die Zeitschrift für Pädagogik widmet sich in einem Thementeil dem Zusammenhang von »Gehirnforschung und Pädagogik«. Die Entwicklungsneurobiologin Anna Katharina Braun und die Pädagogin Michaela Meier (2004) konzeptualisieren hier die Idee einer »Neuropädagogik«. Sie fußt auf der Vorstellung von »kritischen« oder »sensiblen Phasen« am Lebensanfang, diese böten

»Eltern, Erziehern und Lehrern, eine bislang weit unterschätzte Chance, um die funktionelle Entwicklung des kindlichen Gehirns wesentlich zu beeinflussen, d.h. biologisch betrachtet dafür zu sorgen, aus den genetisch vorgeformten Entwicklungsprogrammen das optimale Ergebnis herauszuholen« (ebd.: 508f.).

Auch aktuellere Publikationen greifen dieses neurowissenschaftliche Argumentationsmuster der bestmöglichen Entwicklungsförderung auf. Exemplarisch zu nennen sei der Erziehungsratgeber, der Eltern unter der Einhaltung der »Brain Rules« (Medina 2021) das Versprechen des »schlau« und »glücklichen« Babys in Aussicht stellt sowie das Lehrbuch der Entwicklungspsychologinnen Sabina Pauen und Jeanette Roos (2024), das in der Reihe

4 Für einen detaillierten Überblick über die verschiedenen Stationen der empirischen Säuglingsforschung und die damit verbundenen Diskursverschiebungen siehe: Schütze 1986; Hardyment 2007 und etwas allgemeiner Gstettner 1981.

5 Siehe jedoch die Studie von Nicole Becker (2006) zum Verhältnis von Neurowissenschaften und Pädagogik, in der die Autorin u.a. die Rezeption neurowissenschaftlicher Befunde etwas allgemeiner gefasst im Feld der »[v]orschulische[n] Erziehung« thematisiert hat (ebd.: 84f.). Ich danke Sandra Koch für diesen Hinweis.

›Basiswissen Frühpädagogik‹ erschienen ist. Die Autorinnen verbinden Bindungs- und Kognitionstheorie und betonen, das »Gehirn« könne sich »nur dann« »optimal« entwickeln, wenn das Kind »neben feinfühligsten Bezugspersonen die parallele Ansprache verschiedener Sinne und die Möglichkeit, selbstwirksam handeln zu können« erlebe (ebd.: 34).

Die hier zugrunde gelegte Figur, dass Eltern über das praktizierte Beziehungsmuster oder das Arrangement von stimulierenden Lerngelegenheiten regelrecht in die Materialität des Gehirns eingreifen und damit die (Lern-)Entwicklung ihres Kindes nachhaltig prägen, lässt sich im Kern als reduktionistisch kritisieren. »Parents supposedly have the power either to damage their child, or to improve their life chances« moniert der britische Soziologe Frank Furedi (2014: ix) moderne westliche Elternschaftskulturen. Er hat hierfür den Begriff des *parental determinism* eingeführt. Dieser fungiere als Spiegelbild zum *biological* oder zum *economic determinism*: Nicht die Gene oder die soziale Herkunft seien entscheidend für die zukünftige Positionierung des Kindes, sondern die ›Wahl‹ der alltäglichen ›parenting practices‹ bildeten den Rahmen für den späteren (Miss-)Erfolg des Kindes (vgl. ebd.). Dieser neoliberale Diskurs responsabilisiert Eltern bereits pränatal als »manager[s] of risk« (Lee 2014: 12, H. i. O.) und bringt sie, zugleich als »cause of, and solution to, social problems« (ebd.: 16) in Anschlag.

Mit Blick auf die Fragestellung des Artikels lässt sich festhalten, dass vor diesem Hintergrund grundsätzlich *alle* Familien in den Fokus der Aufmerksamkeit geraten, dass einige jedoch ungleich verletzbarer sind als andere (siehe auch Janssen i.d.B.): nämlich jene, die im Verdacht stehen, ein Risiko für den ›kompetenten Säugling‹ darzustellen. Wie Familien sich in diesem Feld zwischen *optimizing and warning* bewegen, soll empirisch rekonstruiert werden. Zuvor wird noch der methodische und theoretische Rahmen der Studie knapp erläutert.

## 2. Ein ethnografisches Forschungsprojekt zum ersten Lebensjahr des Kindes

Die ethnografische Pilotstudie,<sup>6</sup> aus der die eingangs diskutierten Szenen entnommen sind, ist im Schnittfeld einer sozialwissenschaftlichen Kindheits- und Familienforschung angesiedelt. Es geht unter anderem um die Frage, wie das erste Lebensjahr des Kindes im Spannungsfeld von Familien- und Bildungskindheit organisiert und gestaltet wird. Die theoretische Rahmung der Untersuchung greift auf Konzepte zur Praxeologisierung der Familie, wie sie von David Morgan (1996, 2011) bzw. Karin Jurczyk (2018) vorliegen, zurück. Damit rückt die alltägliche Herstellungsleistung der familialen Ordnung durch Eltern und Kinder in den Blickpunkt. Gleichfalls können die diskursiven, sozialen und biografischen Einfärbungen der familialen Routinen und insbesondere auch von (Care-)Praktiken analytisch erfasst werden. Eine weitere Referenz sind subjektivierungstheoretische Konzeptualisierungen der Familienerziehung, wie

6 Die Studie findet an der Universität Osnabrück im Rahmen meines Habilitationsprojekts am Institut für Erziehungswissenschaft (AG Pädagogische Kindheits- und Familienforschung) statt. Darin untersuche ich u.a., wie das erste Lebensjahr des Kindes in der Familie (und ihren umliegenden Institutionen) als ein pädagogischer Erfahrungsraum hervorgebracht und organisiert wird.

sie von Hans-Rüdiger Müller und Dominik Krinninger (2019) ausgearbeitet wurden. Der Begriff der »pädagogisch-praktischen Reflexivität« (Müller/Krinninger 2016: 143) betont die Möglichkeit der kritisch-reflexiven Distanznahme der Akteur:innen von gesellschaftlichen Adressierungen und stellt den »pädagogische[n] Eigensinn« (ebd.) des Erziehungsgeschehens jenseits einer diskursiven Vereinnahmung in Rechnung (vgl. auch Müller/Krinninger 2019). Einen letzten Baustein bilden praxistheoretisch fundierte Konzepte aus der Kindheitssoziologie, die sich gegen die einseitige Naturalisierung und Marginalisierung des Säuglings als ein unterkomplexes und seinen Trieben unterworfenen Wesen wenden. Damit kann zum einen nach den relationalen Ermöglichungsbedingungen einer frühkindlichen Akteurschaft (vgl. Betz/Eßer 2016; Bollig/Kelle 2014) – z.B. auch unter Berücksichtigung präverbaler somatischer Mitteilungsformen (vgl. Gottlieb 2000) – gefragt werden. Zum anderen kann die Frage lauten, wie Eltern selbst die »spezifische Sorgebedürftigkeit« (Baader/Eßer/Schröer 2014: 11) des Kindes als unveränderbare Natur hervorbringen oder kulturell daran arbeiten, Angewiesenheiten auf Fürsorge zu transformieren (z.B. indem sie das eigenständige Halten der Flasche trainieren). Dazu wurde ein ethnografisches, methodenplurales Längsschnittdesign (vgl. Breidenstein et al. 2020) entwickelt. Darin werden die Familien mit regelmäßigen Familienbesuchen innerhalb des ersten Lebensjahres ihres Kindes begleitet. Eine Pilotstudie wurde im Mai 2021 in einer westdeutschen Großstadt gestartet; das Laufzeitende ist auf Herbst 2024 terminiert. Das Sample besteht aus vier Familien und weist hinsichtlich der sozialstrukturellen Lagen Differenzen auf. Das vorliegende empirische Material umfasst, neben Feldprotokollen von teilnehmenden Beobachtungen aus dem Alltag der Familien, Videografien von ausgewählten Szenen (wie z.B. dem Füttern der Kinder), Familienfotos und Transkripte von leitfadengestützten Interviews sowie von ethnografischen ad hoc Gesprächen. Die laufende Auswertung der empirischen Daten orientiert sich an dem Codierverfahren der Grounded Theory (vgl. Charmaz 2014). Das Ziel ist eine theoretisch dichte Beschreibung (vgl. Geertz 1987) frühester Kindheit(en) in der Familie.

Im Folgenden werden zwei Familien vergleichend porträtiert, die sich stark im Hinblick auf ihre soziale Lage voneinander unterscheiden und die mit jeweils unterschiedlichen Vulnerabilitätserfahrungen und -zuschreibungen konfrontiert sind. Nach einer Hinführung wird in beiden Darstellungen eine Essenszene im Zentrum stehen. Anschließend folgt ein fallvergleichendes Fazit.

### 3. Fallbeispiel I: Familie Hauck

Marie und Vincent Hauck sind beide Anfang dreißig und seit zwei Jahren miteinander verheiratet. Sie leben gemeinsam mit ihrem fünf Monate alten Sohn Levi in einer geräumigen Vier-Zimmer-Altbauwohnung mit Balkon zur Miete. Ihre soziale Lage lässt sich als gesichert beschreiben. Vincent ist ausgebildeter Handwerksmeister und hat sich kurz nach der Geburt seines Sohnes selbstständig gemacht. Marie hat nach ihrem Bachelorabschluss ebenfalls eine Ausbildung absolviert und war bis zum Mutterschutz Vollzeit bei einem großen Unternehmen tätig. Zum Zeitpunkt der Erhebungen befindet sich Marie in einer geplanten anderthalbjährigen Elternzeit.

Das Care- und Erziehungskonzept der Familie zeichnet sich durch eine ausgeprägte Kindzentrierung beziehungsweise Co-Präsenz von Mutter und Kind aus. Hinzu kommt eine erkennbare Verwissenschaftlichung, bei der der Fokus auf entwicklungspsychologischen bzw. bindungstheoretisch fundiertem (Ratgeber-)Wissen liegt. Marie beschreibt die Beziehung zu ihrem Sohn, mit dem sie in der Regel »vierundzwanzig sieben« zusammen ist, als »sehr eng«. In den wortreichen Gesprächen, in denen Marie sehr exakt darlegen kann, was sie *wie* und *wozu* mit Levi tut (oder auch unterlässt), sagt sie häufig »laut Wissenschaft« oder »ich habe im Internet gelesen ...«. Seit Levis Geburt hat sie eine Stillberaterin, eine Trageberaterin sowie eine Stoffwindelberaterin konsultiert.

Ihre Aufmerksamkeit richtet Marie in ihrem Alltag intensiv auf die potenzielle (De-)Formierbarkeit des Säuglings. Es ist, als nehme sie der Modus der verantworteten Elternschaft nahezu unablässig in die Pflicht. Im Ton der Bekenntnis erzählt sie:

»Ich google *auch nachts* gern, weil mir was plötzlich in den Kopf geschossen ist oder weil ich es tagsüber nicht geschafft habe, also ((holt tief Luft)), ich mache mir oft Gedanken ..., es fängt an mit Sonnenschutz, ja, nein? Wie muss ich ihn richtig anziehen, gerade bei diesem heißen Wetter? Wie kann ich ihn vielleicht fördern? Wie ist das mit der Beikost? Welche Milchnahrung nehmen wir, sind da irgendwelche Schadstoffe drin? Ich verrenne mich da leider manchmal auch so 'n bisschen, ich find es auch ... also, es ist superschön, ich bin echt gerne Mama, *aber* es ist eine *riesen* Herausforderung ... so 'n kleiner Wurm; wir haben nun mal die Verantwortung für ihn und ich möchte halt nicht, dass er irgendwo –, ... ((Marie holt tief Luft, lässt ihre Hände in ihren Schoß fallen und schweigt ernst))«.

Die formulierte Sorge, das vulnerabel konzipierte Kind könnte durch eine riskante Handlung, wie z.B. die Wahl der falschen Milchnahrung, oder auch nur durch ein Unterlassen – wie die eingangs geschilderte nicht prompte Reaktion beim Weinen Levis – sich nicht optimal entwickeln oder gar nachhaltig Schaden nehmen, stellt eine sich wiederholende Referenz in der Alltagspraxis der Familie dar. Auch die Einführung fester Nahrungsmittel wird vor diesem Hintergrund mit einem erkennbaren Aufwand betrieben.

Marie hat sich explizit gegen die »normale« Breikost entschieden, bei der das Baby unter elterlicher Regie mehr oder weniger hygienisch mit einem Löffel gefüttert wird. Sie präferiert dagegen die sogenannte breifreie Beikost<sup>7</sup> als »natürlicher[e]« Variante, bei der die Kinder »selbständig« nach (den weitgehend unverarbeiteten) Nahrungskomponenten greifen können. Die Wahl der falschen Ernährungsform bzw. des falschen Settings (Marie nennt exemplarisch das Füttern des Babys vor dem Fernseher) könne »laut Wissenschaft zu Essstörungen führen«: »Das möchte ich nicht«, wehrt Marie mit Nach-

7 Dahinter steht das Ernährungskonzept des *Baby-led Weaning*, das 2008 von der Britin Gill Rapley entwickelt wurde. Es bedeutet so viel wie die »selbstgesteuerte Entwöhnung des Kindes von der Milch« und knüpft an Ideen von einer »natürlichen« Ernährung an, die in Abgrenzung zum *spoon feeding* als entwicklungsförderlicher und insgesamt gesünder propagiert wird (vgl. Rapley/Murkett 2019).



druck ab. Dagegen sieht sie in dem autonomen Essen Bildungspotenzial<sup>8</sup>: »Eine Erzieherin hat gesagt, durch das Matschen mit dem Essen würden sich Synapsen im Gehirn ausbilden und dadurch würden sie in Anführungszeichen ›schlauer‹.«

Im Vorfeld hat Marie einen entsprechenden Workshop bei einer Ernährungsfachberaterin besucht und zusätzlich einen Erste-Hilfe-Kurs absolviert. Der Start erfolgt schließlich entlang wissenschaftlicher Gesichtspunkte exakt zum 181. Lebenstag.<sup>9</sup> Marie versucht es einzurichten, mindestens einmal täglich mit Levi das selbstständige Essen fester Kost zu »üben«.<sup>10</sup> Diese Szenen wurden mehrfach teilnehmend beobachtet und videografiert und werden im Folgenden näher beleuchtet.<sup>11</sup>

Am Vorabend hat Marie drei ausgewählte Gemüsekomponenten gedünstet und mithilfe eines eigens dafür gekauften Wellenschneidemessers in eine griffige Form gebracht. Das geschnittene Gemüse hat sie auf einem Teller angerichtet sowie einen angefeuchteten Waschlappen auf einem kleinen Porzellanteller bereitgelegt. Das Arrangement auf dem Wohnzimmertisch erinnert an die akribische Versuchsanordnung eines entwicklungspsychologischen Experiments. Unter dem Esstisch liegt »eine Ikeaauflage für Bürostühle«, die Marie extra gekauft hat, um das Parkett vor herabfallendem Essen zu schützen. Marie legt sich zu ihrem eigenen Schutz ein Frotteehandtuch über ihre Beine. Levi wird in ein regenjackenähnliches Lätzchen gehüllt. Marie platziert Levi nicht einfach in seinem Babystuhl, sondern »wegen der Wirbelsäule« auf ihrem Schoß, wo sie ihn »halten und stützen« kann. Jetzt ist die Gefahr der Wirbelsäulenverkrümmung (vor der stets gewarnt wird) zwar abgewendet, doch es ergeben sich neue Sorgen: »Wenn die Lippen blau anlaufen, ist das ein Anzeichen für Erstickten ... das sehe ich ja jetzt nicht«, problematisiert sie. Daher hat Marie Vorkehrungen getroffen. Sie deutet auf ihr Handy, das griffbereit neben ihr liegt, und erklärt: »Falls ich den Notarzt rufen muss«.

Marie sitzt sehr eng am Tisch und beugt sich seitlich vorne über und beobachtet genau, was Levi vom Teller greift. Ihre Körperhaltung vermittelt eine gewisse Anspannung. Er hält jetzt in jeder Hand einen Gemüsestick. Dann schiebt er sich den Kohlrabi tief in seinen Mund und zieht ihn wieder raus, dazu macht er schmatzende Lutschgeräusche. Es sieht ein bisschen so aus, als würde er sich die Zähne putzen. Plötzlich würgt Levi: Sein Gesicht verfärbt sich augenblicklich hellrot, er kneift beide Augen zusammen und hustet. Der Moment dauert nur Sekundenbruchteile, dann lutscht Levi unbesonnen weiter. Marie ist die ganze Zeit verblüffend ruhig geblieben.

Auch in weiteren Szenen, die sich ähnlich wiederholen, fallen die laborartige Artifizialität der Tischsituation, die konzentrierte Atmosphäre und die kaum gesprochenen Worte

- 
- 8 Siehe zu dieser diskursiven Verschränkung von Ernährung und Bildung bzw. Ernährung und Gesundheitsprävention in der frühen Kindheit auch die Arbeiten von Sandra Koch (2022: 78ff.) und Friederike Schmidt (2022).
  - 9 Die aktuelle Empfehlung der Weltgesundheitsorganisation (WHO) lautet, den Säugling in den ersten sechs Lebensmonaten ausschließlich zu stillen.
  - 10 Das erfordert eine gewisse Organisation, nicht nur müssen die Nahrungsmittel eingekauft und vorbereitet werden, sondern das Kind muss ausgeschlafen und (paradoerweise) im Idealfall auch einigermaßen satt sein, damit es ausreichend Konzentration aufbringen kann.
  - 11 Für die folgende Beschreibung wurden Feldnotizen von drei Familienbesuchen sowie eine Videoografie (Dauer 47 Min.) collagenförmig verdichtet.



der Mutter ins Auge. Dass Marie Hauck auf den ersten Blick nahezu unberührt von der potenziellen Gefahr des Verschluckens erscheint, ist nicht etwa Ausdruck souveräner Gelassenheit, sondern das Resultat einer peniblen Vorbereitung sowie einer restriktiven Selbstkontrolle. Im Rückblick darauf angesprochen, erklärt Marie: »Das Verschlucken war immer eine kleine Stresssituation für mich«. Sie habe versucht, »bewusst ruhig« zu bleiben, um Levi nicht (noch mehr) zu erschrecken.

#### 4. Fallbeispiel II: Familie Förster und Müller

Enna Förster und Dennis Müller sind ähnlich alt wie die Eltern in der vorangehend beschriebenen Familie. Sie leben mit ihren beiden Töchtern Nea (4 Jahre) und Felia (1 Monat) in einer 60er-Jahre Wohnanlage in einer staatlich geförderten Wohnung, die über zwei enge Zimmer und einen kleinen Balkon verfügt. Die Lage der Familie ist prekär: Dennis ist in einer »Arbeiterfamilie« aufgewachsen, hat die Schule ohne Abschluss verlassen und gilt zum Zeitpunkt der Erhebungen offiziell als arbeitsuchend. Enna hat die Förderschule ebenfalls ohne Abschluss verlassen. Seit ihrer frühen Jugend konsumiert sie regelmäßig Cannabis und bezeichnet sich selbst als »Kifferin«. Bei der Geburt der ersten Tochter Nea hatte das Krankenhauspersonal wegen des Verdachts des Suchtmittelkonsums beider Eltern Enna dazu gedrängt, sich selbst beim Jugendamt »anzuschleien«. Daraufhin wurde die Familie ein Jahr lang durch eine Familienhebamme begleitet. Enna sagt: »Das war wie bei ner Stasi-Aufsicht ... ich hatte wirklich Angst, dass sie mir Nea wegnehmen«. In dieser Phase gelingt es ihr jedoch, ihre »gute« Mutterschaft erfolgreich unter Beweis zu stellen. Enna etabliert nicht nur strikte Regeln für ihren Cannabis-Konsum, sondern sie zeigt ein Verhalten, das sie selbst als »glücklich« beschreibt. Ihre Strategie besteht darin, Verdachtsmomente konsequent zu vermeiden: »Bloß nicht auffällig werden, bloß nicht schwächeln [...] wer weiß, wie man dir das auslegt«. Im Verlauf kann Enna den Vorwurf der Kindeswohlgefährdung entkräften. Bei der zweiten Schwangerschaft mit Tochter Felia wird Enna erneut von einer Familienhebamme begleitet. Die Bewältigung ihrer Elternschaft steht also von Anfang an unter öffentlicher Beobachtung. Enna registriert diese Blicke: Sie sieht sich in ihrem Familienalltag permanent mit Verdachtszuschreibungen konfrontiert. Das wird auch in der zu Beginn aufgerufenen Szene erkennbar, in der sie den häuslichen Unfall ihrer Tochter offensiv gegenüber der Ethnografin thematisiert.

Im Unterschied zur Familie Hauck ist der Alltag der Familie nicht an einer starren Zeitordnung der Berufswelt orientiert. »Bei uns läuft alles eher spontan«, erklärt Enna. Das gilt auch für die Mahlzeiten in der Familie: »Bei *mir* gibt es zu essen, wenn man Hunger hat«, meint Enna. In der Küche gibt es einen kleinen Tisch, an dem man – gerade so – zu zweit sitzen kann. Enna isst häufig *nebenbei* im Stehen ein Brötchen. Während Levi Haucks Esssituationen an die konzentrierte, artifizielle Atmosphäre eines Forschungslabors erinnern und seine Mahlzeiten stets in einem an einer bürgerlichen Wohnform orientierten Setting stattfinden, wird Felia kurzerhand *nebenbei* z.B. während des Einkaufens mit der Flasche oder mit Brei gefüttert.

Felia ist inzwischen knapp acht Monate alt und ähnlich wie Marie Hauck konstatiert auch Enna einen professionellen Beratungsbedarf, als es um die Einführung fester Nah-

rungsmittel geht. Sie bucht keinen kostenpflichtigen Workshop, sondern wendet sich ratsuchend an ihre Kinderärztin:

Einen Tag hatte ich auf den Anrufbeantworter gesprochen, dass ich gerne eine Beratung hätte zu fester Nahrung zur Einführung, weil ich so Angst habe vorm Erstickten, das hat sie quasi nur belächelt: »Ja, dann geben Sie doch weiter Brei« [...] »Ja, ist mir klar und dann?« Und wenn ich hier sitze und sie ist ein Jahr alt und hat noch nichts Festes gegessen, dann bin ich die *Rabenmutter*. Ich sage: »Ich möchte das *rechtzeitig* wissen und mich beraten lassen«, »ja, da brauchen Sie sich nicht beraten lassen, einfach geben«.

Dass die frühe Einführung von fester Kost eben doch keine so triviale Angelegenheit darstellt, wie die belächelnde Resonanz der Kindermedizinerin vermuten lässt, wird erkennbar, als Enna bei einem Forschungsbesuch spontan in der Küche verschwindet und mit einem Stück Brötchen in das Wohnzimmer zurückkommt. Sie gibt es Felia, die in ihrer Wippe liegt, *einfach so* – nämlich ganz ohne aufwendige Vorbereitungsprozedur wie bei Marie – in die Hand.<sup>12</sup>

Mal gucken, ob du das magst«, hält ihr Enna das Brötchenstück hin. Felia greift mit beiden Händen danach und schiebt es sich in ihren weit geöffneten Mund. Enna sitzt ihr direkt gegenüber auf dem Sofa und verfolgt das Geschehen mit beinahe weit aufgerissenen Augen. Felia lutscht eifrig. Zwischendurch schließt sie wiederholt die Augen, verzieht ihr Gesicht zu einer zarten Grimasse und hustet leicht. Es scheint, als würde sie die Bissen förmlich herunterwürgen. Irgendwann meint Enna: »Deine Würgerei gefällt mir immer gar nicht«. Und an mich gewendet: »Dann fragst du dich halt so: »Was machst du jetzt?« Nimmst du es ihr wie 'ne Furie weg?« Felia beißt nun ein besonders großes Stück ab. Enna greift ein, sie presst Felias Wangen behutsam zusammen, um sie zum Öffnen ihres Mundes zu bewegen, was ihr nicht gelingt. Sie springt auf, um Wasser aus der Küche zu holen. »Alter, neeeein! Ich hab' kein Wasser mehr!«, ruft sie und kehrt unverrichteter Dinge zurück. Mit den Worten »Ich glaub', das reicht jetzt« nimmt sie schließlich Felia den Brötchenrest aus der Hand.

## Zwischenfazit

Enna Förster zeigt sich – entgegen dem Narrativ der sogenannten »bildungsfernen«, schwer erreichbaren »Risikofamilie« – hellhörig gegenüber den elternschaftsbezogenen Anrufungen. Dazu zählt auch die mehr oder weniger explizite Orientierung an einem Ernährungskonzept. In der fallübergreifenden Betrachtung der Ergebnisse wird deutlich, dass es kaum um das bloße Sattwerden des Säuglings geht. Mit der Wahl der »richtigen« Ernährungsform sind vielmehr eine Reihe weiterer Themen wie die Idee vom autonomen Kind, Gesundheitsprävention, neuropädagogische Förderung etc. assoziiert. So betrachtet, kann die von Marie Hauck in Idealform praktizierte Ernährungspraxis des *Baby-led Weaning* als eine Strategie der Singularisierung (vgl.

12 Die folgende stark kondensierte Szene basiert auf einer ca. 25-minütigen Videografie sowie den dazugehörigen Feldnotizen.

Reckwitz 2018) gelesen werden, demgegenüber dem »gewöhnlichen« und nur bedingt partizipativen Breifüttern ein geringerer Wert beigemessen wird. Sichtbar wird auch, dass Ennas Subjektivierungsvorhaben nicht als »schlechte« Mutter (»Rabenmutter«) in Erscheinung zu treten, nicht allein in ihrer Macht steht. Ihre Schilderungen lassen darauf schließen, dass ihr Beratungsanliegen seitens der Institution banalisiert und zurückgewiesen wurde. Rosalind Edwards und Val Gillies (2013) beschreiben zeitgenössische Elternschaftspraktiken als ein »complex skill« (ebd.: 33). Damit handele es sich um ein Wissen, das erlernt werden muss und zu dem die Eltern überhaupt erst Zugang erlangen müssten, um ihre »moral duty as good parents« (ebd.) erfüllen zu können. Dieser Zugang zur bürgerlichen Elternschaftskultur<sup>13</sup> bleibt der Familie – ungeachtet ihrer individuellen Anstrengungen – in diesem Fall verwehrt. Anders verhält es sich mit Familie Hauck. Sie kann den Diskurs um das vulnerable, zu schützende und zu fördernde Baby nahezu ungebrochen in ihre familiäre Ordnung integrieren und zeigt einen entsprechenden zeit- und insgesamt ressourcenintensiven Modus von Elternschaft, der mit einer ausgeprägten Verwissenschaftlichung einhergeht.

## 5. Die Säuglingsvergessenheit der Frühpädagogik. Kritische Anmerkungen und weiterführende Perspektiven

Eine Frühpädagogik, die sich als eine Wissenschaft der »Erziehung, Bildung und Sorge in sozialen, ökologischen, institutionellen und gesellschaftlichen Verhältnissen« (Kommission Pädagogik der frühen Kindheit 2024: 1) begreift, schließt auch den Lebensbeginn mit ein (vgl. ebd.). Während die öffentlich betreute Kindheit längst einen genuinen Gegenstand der Disziplin bildet, ist die früheste Phase, die überwiegend privat-familial organisiert wird, erziehungswissenschaftlich kaum systematisch untersucht.<sup>14</sup> Dies mag in Zugangshürden begründet sein, lässt sich aber auch über fachpolitische Aufmerksamkeitsregime und nicht zuletzt über die Inbesitznahme durch die Psychologie und Neurowissenschaften erklären. Jene Säuglingsvergessenheit einer sozialwissenschaftlich ausgerichteten Frühpädagogik ist nicht allein aus programmatischen Gesichtspunkten bemerkenswert, sondern auch, weil sich vor dem Hintergrund der »neue[n] Mischungsverhältnisse« (Andresen 2018: 367) von Familie und Staat und der »Durchsetzung des Dispositivs der Bildungs-kindheit« (Klinkhammer 2022) relevante Problemstellungen im Blick auf die gesellschaftliche Organisation der Säuglingszeit auftun.

13 Der Zugang hat offenkundig dezidiert über professionalisierte Institutionen (pädiatrische Einrichtungen, Frühe Hilfen, Elternbildung etc.) zu erfolgen. Enna Förster lehnt informelle Informationsangebote wie z.B. entsprechende Social-Media-Kanäle als vulgär ab: »Stell dir vor, es passiert einem [Kind] was und du hast dir dann deine Infos von TikTok geholt, dann bist du auch selber schuld. ((Sie spricht lachend weiter:)) »Und wo hast du dich schlaugemacht? Bei TikTok!«.

14 Es liegen einige wenige Arbeiten vor, die sich spezifischen Gegenständen der frühen Kindheit widmen. Genannt seien z.B. die Studie zum Baby-Lotsendienst und den Frühen Hilfen (vgl. Andresen/Althaus/Dietz 2022), die Untersuchung zu Eltern- und Kindschaftsentwürfen in Settings der Natalität (vgl. Seehaus 2016) oder der Entwurf eines frühkindlichen Bildungsbegriffs (vgl. Wehner 2019).

In den vorgestellten Fällen konnte gezeigt werden, dass die Familien sensibel auf gesellschaftliche Appelle reagieren, die die spezifische Vulnerabilität und Bedürftigkeit des Säuglings betonen. Die dichten Beschreibungen des Alltags der Familien mögen dabei bisweilen karikierende Züge annehmen, die *Sorgen* um den Säugling hinsichtlich einer angemessenen Entwicklungsstimulation oder der Strukturierung seiner Beziehungserfahrungen regelrecht überzogen wirken. Dieses Phänomen ist jedoch nicht Ausdruck einer idiosynkratischen Eigenschaft der Mütter oder gar das Resultat einer neurotischen Störung, sondern lässt sich als Effekt eben jenes machtvollen Diskurses deuten, der die Eltern (respektive vor allem die Mütter) als Risikomanager:innen adressiert und, wie es Furedi (2001) zugespitzt formuliert hat, gleichsam »paranoid« (ebd.) *erscheinen* lässt.

Gleichwohl ist in Rechnung zu stellen, dass die familiäre Praxis nicht prinzipiell vollständig durch Vulnerabilitätsdiskurse vereinnahmt ist. Die Methoden der ethnografischen Familienforschung gewähren differenzierte Einsichten, die es – auch vor dem Hintergrund einer bislang beschränkten Fallzahl der Untersuchung – weiter auszuarbeiten gilt. So beinhalten die teilnehmenden Beobachtungen auch Momente des (selbstkritischen) Reflexivwerdens, in denen die Akteurinnen entweder auf Distanz zu ihren Praktiken gehen oder selbstermächtigende Unterwerfungsakte andeuten. Enna Förster sagt über sich, sie sei »glücklich«. Diese stark protektive Erziehungspraxis markiert sie nicht als einen quasi-animalischen Reflex, sondern als eine explizit kulturelle Antwort auf den von ihr als Bewachung erlebten Kontakt mit dem Jugendamt. Auch Marie Hauck kommentiert ihr verwissenschaftlichtes Engagement nicht selten selbst: »klingt vielleicht doof« oder »ich verrenne mich da leider manchmal« sagt sie dann und überlässt sich mit einem aktiven Schulterzucken der Ordnung des Diskurses. Jenseits dieser reflexiven Mikropraktiken der beschriebenen Familien sind weitere Fälle zu untersuchen und nach den jeweiligen sozialstrukturellen Voraussetzungen der familialen Ordnung zu fragen, die es gestatten, die familiäre Praxis kontingenter (d.h. unpädagogisierter) und beispielsweise auch in Bezugnahme auf familienbiografisches Erfahrungswissen zu gestalten. Darüber hinaus ist die (zeit)intensive Hinwendung der Eltern (Mütter) zu ihren sehr jungen Kindern *auch* als das Ergebnis eines subjektiven »Wunsch[s]« nach Care (Winker 2015: 7) und gemeinsamer Beziehungszeit (vgl. Bückler 2022) anzuerkennen. Daran schließt sich die geschlechtertheoretische Frage an, wie diese Relevanzsetzungen binnenfamilial ausgehandelt werden. Weiterhin zu untersuchen ist auch die praktisch-leibliche Mitwirkung der Säuglinge am Doing Family. So ist beispielsweise zu beobachten, dass die Kinder vulnerabilitätsorientierte Sorgearrangements nicht nur mittragen, sondern auch irritieren können. Dies geschieht unter anderem, indem sie die schützende Liegeposition im Arm grundsätzlich verweigern (vgl. Kesselhut 2024) oder ungeachtet einer unterstellten »Fremdenfurcht« unbekannten Personen auf den Schoß krabbeln.

Abschließend lässt sich festhalten, dass mit der Expansion des Wissens um den kompetenten Säugling sich offenkundig auch die Möglichkeiten des Verletztwerdens vervielfältigt haben: Neben der konstitutiven Verletzbarkeit des sehr jungen Kindes und der Angewiesenheit auf nicht-reziproke Sorgebeziehung sind eine Reihe von Anfälligkeiten und Bedürfnissen getreten, die vielfach nach pädagogischen Interventionen verlangen. Aus diesem Entwurf des *Säuglings* als *ultravulnerabel* und *hyperbedürftig* folgen Schutz- und Fördermaßnahmen, die einen großen kulturellen Aufwand erfordern und von *allen*

Eltern (insbes. Müttern) zu verrichten sind. Die Rolle der pädagogischen Handlungsfelder (Frühe Hilfen, Familienbildung), die diese familiäre Care-Arbeit substituieren, wird zu untersuchen sein; genauso wie die sozialen Exklusionen und ihre Folgen, die jene Familien treffen, die diese nicht leisten können (oder wollen).

## Literatur

- Andresen, Sabine (2018): »Kindheit«, in: Karin Böllert (Hg.), *Kompendium Kinder- und Jugendhilfe*, Wiesbaden: Springer, S. 365–379.
- Andresen, Sabine/Althaus, Nadja/Dietz, Tatjana (2022): *Neugeborene willkommen heißen und ihre Familien unterstützen. Eine empirische Studie zu Frühen Hilfen und dem Lotsendienst ›Babylotse Frankfurt am Main‹*, Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Andresen, Sabine/Koch, Claus/König, Julia (2015): »Kinder in vulnerablen Konstellationen«, in: Dies. (Hg.), *Vulnerable Kinder*, Wiesbaden: Springer, S. 7–19.
- Baader, Meike S. (2015): »Vulnerable Kinder in der Moderne in erziehungs- und emotionsgeschichtlicher Perspektive«, in: Sabine Andresen/Claus Koch/Julia König (Hg.), *Vulnerable Kinder: Interdisziplinäre Annäherungen*, Wiesbaden: Springer, S. 79–101.
- Baader, Meike S./Eßer, Florian/Schröer, Wolfgang (2014): »Kindheiten in der Moderne. Eine Geschichte der Sorge«, in: Dies. (Hg.), *Kindheiten in der Moderne. Eine Geschichte der Sorge*, Frankfurt, New York: Campus, S. 7–20.
- Becker, Nicole (2006): *Die neurowissenschaftliche Herausforderung der Pädagogik*, Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Betz, Tanja/Eßer, Florian (2016): »Kinder als Akteure – Forschungsbezogene Implikationen des erfolgreichen Agency-Konzepts«, in: *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung* 11, S. 301–313.
- Bollig, Sabine/Kelle, Helga (2014): »Kinder als Akteure oder als Partizipanden von Praktiken? Zu den Herausforderungen für eine akteurszentrierte Kindheitssoziologie durch Praxistheorien«, in: *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation* 34, S. 263–279.
- Braun, Anna K./Meier, Michaela (2004): »Wie Gehirne laufen lernen oder: »Früh übt sich, wer ein Meister werden will!«. Überlegungen zu einer interdisziplinären Forschungsrichtung ›Neuropädagogik‹«, in: *Zeitschrift für Pädagogik* 50(4), S. 507–520.
- Breidenstein, Georg/Hirschauer, Stefan/Kalthoff, Herbert/Nieswand, Boris (2020): *Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung*, München: UVK.
- Bücker, Teresa (2022): *Alle Zeit. Eine Frage von Macht und Freiheit*, Berlin: Ullstein.
- Charmaz, Kathy (2014): *Constructing Grounded Theory*, Los Angeles: SAGE.
- Christensen, Pia H. (2003): »Kindheit und die kulturelle Konstitution verletzlicher Körper«, in: Heinz Hengst/Helga Kelle (Hg.), *Kinder – Körper – Identitäten: Theoretische und empirische Annäherungen an kulturelle Praxis und sozialen Wandel*, Weinheim: Juventa, S. 115–136.
- Curtis, Scott (2011): »Tangible as tissue: Arnold Gesell, infant behavior, and film analysis«, in: *Science in Context* 24, S. 417–442.

- Dornes, Martin (1994): *Der kompetente Säugling. Die präverbale Entwicklung des Menschen*, Frankfurt a.M.: Fischer.
- Edwards, Rosalind/Gillies, Val (2013): »Where are the parents?< Changing parenting responsibilities between the 1960s and the 2010s«, in: Charlotte Faircloth/Diane M. Hoffman/Linda L. Layne (Hg.), *Parenting in Global Perspective*, New York: Routledge, S. 21–35.
- Eßer, Florian (2014): »Die verwissenschaftlichte Kindheit«, in: Meike S. Baader/Florian Eßer/Wolfgang Schröer (Hg.), *Kindheiten in der Moderne. Eine Geschichte der Sorge*, Frankfurt, New York: Campus, S. 124–153.
- Furedi, Frank (2001): *Paranoid Parenting*, London: Allen Lane.
- Furedi, Frank (2014): »Foreword«, in: *Parenting Culture Studies*, Basingstoke: Palgrave Macmillan, S. viii–x.
- Geertz, Clifford (1987): *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Gottlieb, Alma (2000): »Where Have All The Babies Gone?< Toward an Anthropology of Infants (and Their Caretakers)«, in: *Anthropological Quarterly* 73, S. 121–132.
- Gstettner, Peter (1981): *Die Eroberung des Kindes durch die Wissenschaft. Aus der Geschichte der Disziplinierung*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Hardyment, Christina (2007): *Dream Babies. Child Care from Locke to Spock*, Oxford u.a.: Oxford Univ. Press.
- Honig, Michael-Sebastian (1999): *Entwurf einer Theorie der Kindheit*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Janssen, Angela (2021): »Care und Vulnerabilität als zentrale Dimensionen Sozialer Arbeit«, in: *Care! Zum Verhältnis von Sorge und Sozialer Arbeit*, Wiesbaden: Springer, S. 63–80.
- Jurczyk, Karin (2018): »Familie als Herstellungsleistung«, in: Kerstin Jergus/Jens O. Krüger/Anna Roch (Hg.), *Elternschaft zwischen Projekt und Projektion. Aktuelle Perspektiven der Elternforschung*, Wiesbaden: Springer, S. 143–166.
- Kenny, Dianna T. (2013): *Bringing Up Baby. The Psychoanalytic Infant Comes of Age*, London: Karnac.
- Kesselhut, Kaja (2024): »Das erste Lebensjahr als Jahr der Sorge. Zwischenergebnisse einer ethnografischen Pilotstudie zur frühesten Kindheit«, in: Anna Hartmann/Jeanette Windheuser (Hg.), *Jahrbuch erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung. Pädagogik als Sorge? Perspektiven erziehungswissenschaftlicher Frauen- und Geschlechterforschung*. Jg. 20, Opladen u.a.: Budrich, S. 235–248.
- Klinkhammer, Nicole (2022): »Alle Kinder so früh wie möglich ins Bildungsboot<: Zur Durchsetzung des Dispositivs der Bildungs-kindheit im politischen Diskurs«, in: Johanna Mierendorff/Thomas Grunau (Hg.), *Der Elementarbereich im Wandel. Prozesse der Ökonomisierung des Frühpädagogischen*, Weinheim, Basel: Beltz Juventa, S. 20–41.
- Koch, Sandra (2022): *Der Kindergarten als Bildungs-Ort. Subjekt- und machtanalytische Einsätze zur Pädagogik der frühen Kindheit*, Weinheim: Beltz Juventa.
- Kommission Pädagogik der frühen Kindheit (2024): *Gegenstandsbestimmung: Was ist Pädagogik der frühen Kindheit?* Abrufbar unter: <https://www.dgfe.de/fileadmin/O>

- rdnerRedakteure/Sektionen/Seko8\_SozPaed/PFK/2024.03\_Gegenstandsbestimmung\_PdfK\_Beschluss.pdf (11.09.2024).
- Lee, Ellie (2014): »Introduction«, in: *Parenting Culture Studies*, Basingstoke: Palgrave Macmillan, S. 1–22.
- Leuzinger-Bohleber, Marianne (2014): »Empirische Säuglings- und Bindungsforschung«, in: Rita Braches-Chyrek/Charlotte Röhner/Heinz Sünker/Michaela Hopf (Hg.), *Handbuch Frühe Kindheit*: Budrich, S. 141–149.
- Macvarish, Jan (2014): »Babies' Brains and Parenting Policy. The Insensitive Mother«, in: Ellie Lee/Jennie Bristow/Charlotte Faircloth/Jan Macvarish (Hg.), *Parenting Culture Studies*, Basingstoke u.a.: Palgrave Macmillan, S. 165–183.
- Medina, John (2021): *Brain Rules für Ihr Baby. Wie neurowissenschaftliche Erkenntnisse helfen, dass Ihre Kinder schlau und glücklich werden*: Hogrefe.
- Morgan, David H. J. (1996): *Family connections*, Cambridge: Polity Press.
- Morgan, David H. J. (2011): »Locating »Family Practices««, in: *Sociological Research Online* 16, S. 1–9.
- Müller, Hans-Rüdiger/Krinninger, Dominik (2016): *Familienstile. Eine pädagogisch-ethnographische Studie zur Familienerziehung*, Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Müller, Hans-Rüdiger/Krinninger, Dominik (2019): »Familie als pädagogischer Raum in der frühen Kindheit«, in: Cornelia Dietrich/Ursula Stenger/Claus Stieve (Hg.), *Theoretische Zugänge zur Pädagogik der frühen Kindheit. Eine kritische Vergewisserung*, Weinheim: Beltz Juventa, S. 326–341.
- Pauen, Sabina (2007): *Was Babys denken. Eine Geschichte des ersten Lebensjahres*, München: Beck.
- Pauen, Sabina/Roos, Jeanette (2024): *Entwicklung in den ersten Lebensjahren*, München: Reinhardt.
- Rapley, Gill/Murkett, Tracey (2019): *Baby-led Weaning. Helping your baby to love good food*: Vermilion.
- Reckwitz, Andreas (2018): *Die Gesellschaft der Singularitäten*, Berlin: Suhrkamp.
- Schmid, Pia (2001): »Vätertagebücher des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Zu Anfängen der empirischen Erforschung von Säuglingen und Kleinkinder«, in: Imbke Behnken/Jürgen Zinnecker (Hg.), *Kinder, Kindheit, Lebensgeschichte. Ein Handbuch*, Seelze-Velber: Kallmeyer, S. 325–339.
- Schmidt, Friederike (2022): »Prävention und Ungewissheiten des Aufwachsens von Kindern. Biographisch frühe Versuche der Normalisierung von Lebensführung am Beispiel der Ernährungsprävention«, in: *Sozial Extra*, 1(46), S. 47–52.
- Schütze, Yvonne (1986): *Die gute Mutter. Zur Geschichte des normativen Musters »Mutterliebe«*, Bielefeld: Kleine.
- Seehaus, Rhea (2016): »Ihr Baby braucht Sie, Ihre Liebe, Ihre Nähe und Ihre Zärtlichkeit!« (Normative) Konstruktionen von Elternschaft und Elternaufgaben in Settings der Natalität«, in: *Journal für Psychologie* 24, S. 67–90.
- Sigmund, Berthold (1856/1897): *Kind und Welt*, Braunschweig: Vieweg und Sohn.
- Stone, L. Joseph/Smith, Henrietta T./Murphy, Lois B. (Hg.) (1974): *The competent Infant*, New York.
- Wehner, Ulrich (2019): »Bildung von Geburt an denken. Von prinzipieller Reflexionszentrierung zu kritisch-responsiver Reflexionsorientierung«, in: Gerd E. Schäfer/Rahel



Dreyer/Matthias Kleinow/Julia M. Erber-Schropp (Hg.), *Bildung in der frühen Kindheit. Bildungsphilosophische, kognitionswissenschaftliche, sozial- und kulturwissenschaftliche Zugänge*, Wiesbaden: Springer, S. 45–61.

Winker, Gabriele (2015): *Care Revolution. Schritte in eine solidarische Gesellschaft*, Bielefeld: transcript.